



Zwiebelfalender – Tassenoratel – Erbsenblei

Mittheilung aus der Silvesternacht märklicher Dörfer

Von Gustav Mettscher

Will man in der Silvesternacht allerlei Großthätiges und Originelles bezüglich aller Silvesterfeste und Silvesterbräuche erleben, so muß man hinaus auf unsere Dörfer gehen, wo in den mässigen, warmen Bauernhäusern die Burken und Mädchen sich ein Ständchen abgeben. Dort gibt es noch viel Interessantes an alten Sitten und Bräuchen. Da ist zuerst der sogenannte Zwiebelfalender!

Eine der drallen Bauernmädchen hat eine besonders harte und große Zwiebel mitgebracht. Gleich ist ein Bauernbursch dabei, der Ringe nach mit seinem Taschmesser aufzuscheiden. Er löst sehr vorsichtig und bestimmt die beiden Hälften in Schalen auf, Rings um ihn herum stehen die übrigen Burken und Mädchen und schauen ihm auf die Finger, daß er auch so genau zählt und die Schalen sorgsam voneinander löst. Zwölf Zwiebelfalender müssen zum Vorschein kommen! Keines mehr und keines weniger, denn sonst muß flugs eine neue Zwiebel herbeigebracht werden. Will doch jeder der Anwesenden einen „Zwibelfest“ für sich beanspruchen. Zudem bedeuten die zwölf einzelnen Schalen die zwölf Monate des Jahres. Der Reihe nach werden alsdann die Monate verteilt auf die Burken und Mädchen, denn jeder will heute in der Silvesternacht den „Zwibelfest“ befragen. In diesem Zwecke freuen die einzelnen Monats-Besitzer ein paar Röschen Salz in die für sie bestimmte Monatsfalte. Schmitzt das Salz sehr schnell in jener Falte, so bedeutet beispielsweise der Monat Mai für den Betreffenden ein Tränenoratel. Hält sich das Salz jedoch recht lange zwischen den heißen Schalen, so kann der Betreffende der Treue des Schabes versichert sein. So ein Zwiebelfalender löst dann allemal viel Heiterkeit und Frohsinn aus, aber er bringt auch manchem Burken und manchem Mädchen eiskalten Kummer ein, sofern der Übergang noch hoch im Laufe liegt. Und auf unsern Dörfern ist dieser immer noch nicht ganz ausgestorben.

Hier und da auf den Dörfern hält man es in der Silvesternacht mehr mit dem Tassenoratel.

Man stellt vier Tassen auf den Tisch. Unter die erste Tasse legt man ein Ständchen Brot, unter die zweite ein Gefäß, unter die dritte einen grauen Lappen und unter die vierte einen schwarzen Lappen. Dann werden die umgestellten Tassen hundertmal hin und hergeschoben, bis man nicht mehr weiß, unter welcher sich die einzelnen Gegenstände befinden. Jede Tasse stellt einen Teil des neuen Jahres dar und bedeutet ein Oratel. Will nun ein Burke oder ein Mädchen das Oratel befragen, so wendet sich der Betreffende an die Bauernfrau, die diese Tassenoratel auf den Tisch gebracht hat, mit der Frage: „Bauernfrau, ich frage euch, was bringt das

Schick mir im ersten Vierteljahr an Oben?“ Diese gibt darauf die Antwort: „Frage das Schickel selber!“ Sie führt ihn nun an den Tisch heran und läßt ihn von den vier Tassen eine aufheben. Hebt der Burke oder das Mädchen jene Tasse, unter der sich der graue Lappen befindet, so bedeutet das, daß der Träger im ersten Vierteljahr mit Sorgen und Jam zu tun haben wird. Dann stellt er die Frage nach dem zweiten Vierteljahr. Wieder darf er eine Tasse aufheben. Kommt dabei das Geld zum Vorschein, so wird ihm dieses Quartal reichen Sorgen bringen. Hebt er zum drittenmal den schwarzen Lappen, so bedeutet das im dritten Vierteljahr einen Todesfall in der Fremdschaft oder Bekanntheit. Für das vierte Vierteljahr bleibt nur noch das Brot übrig, das will sagen, daß er im Winter keine Not zu leiden braucht.

Vielfach wird dieser Silvesterbrauch des Tassenorats auch so gehandhabt, daß jeder Oratelbefragter nur einmal eine Tasse heben darf. Der Betreffende Gegenstand, den seine Hand heben bleibt dann ausschlaggebend für das Schickel im neuen Jahre. Die Deutungen der Gegenstände sind in den einzelnen Landstrichen ebenfalls verschieden. Manche wollen beim Erheben des Gefäßes von einer Oratel wissen, die der Betreffende im neuen Jahre machen wird, andere glauben dabei an einer Vortriebsgenuß. Den grauen Lappen deutet man auch als langwährende Krankheit und den schwarzen Lappen als Zeichen der Unreue bei den Mädchen. Dieses Tassenoratel in der Silvesternacht, der sich in der Mark ausbreitet, unserer Vorfahren recht lange gehalten hat in einzelnen Dörfern.

Auch der Brauch des Erbsenbleis hat heute noch eine Pflanzstätte auf den Dörfern. Er erinnert an den Zwibelfalender. Auch bei ihm spielt die Zahl der zwölf Monate eine wichtige Rolle. Jeder, der ihn in jener Silvesternacht ausübt, muß sich zwölf Erbsen besorgen, die alle von gleicher Größe sein müssen. Auch hierbei vermischt man sie am liebsten mit Wasser. Jeder nimmt ein Gefäß mit Wasser gefüllt mit der Erbsen in atomloser Spannung erwartet nun jeder, was aus diesem Gefäß werden wird. Bleiben die zwölf Erbsen zusammen mit der Melasse, so bedeutet das für den „Weiberwunderer“ viel Glück im neuen Jahre. Reiten jedoch eine Erbsen heraus aus dem Gefäß, so ist es mit dem Glück im neuen Jahre nicht weit her. Ein solcher mihlungener Guß kann für ihn Tränen bedeuten, wenn sich an die einzel-

nen verbrannten Erbsen keine Beileute gesetzt haben. Können beispielsweise von den zwölf Erbsen vier ab, so wird er in vier Monaten vom Schickel „nicht gerade hold unter die Flügel genommen“ werden. Es sind dieses die Zeiten im Jahr, wo er Heißschläge erleben wird. Bleibt bei einem Guß keine der zwölf Erbsen im Blei, so bedeutet das für ihn ein sehr glückliches Jahr, für die unverheirateten Mädchen die Vorbedeutung, daß im kommenden Jahr noch kein Freierskamm erscheinen wird. Einigen Tröst luden solche Mädchen dann darin, daß sie sich ob solchen Erbsenorats noch schmecken, wenn sie nach Hause kommen, ein Gefäß mit Wasser und Kaffee legen. Sie lassen das Buch im Dunkeln und schlagen wässrige eine Stelle auf. Am nächsten Morgen, dem Neujahrstage, schauen sie dann nach, welche Stelle sie im Gefäß in der Silvesternacht „getroffen“ haben. Sie können erlärten, ob, wenn ein Vers an jener Gefäßwandseite steht, der ihnen Tröst zurührt und der nicht gerade zu den Versen gehört, die von den „leichen Dingen“ handeln. Oder aber, sie schneiden beim Nachhausegehen flugs einen Zweig von einem Döhlbaum und stellen ihn in eine Vase mit warmem Wasser. Erhöht dieser Zweig kleine Anoden, so haben sie noch noch Aussicht, daß ein Freierskamm über die Schwelle kommen kann im Verlauf des neuen Jahres.

Aus der Weltgeschichte der märklichen Silberei

Es ist bekannt, daß die Germanen vorwiegend Ackerbauer waren und Jagd und Fischerei mehr als Nebenbeschäftigung betrieben. Als nun nach der Völkermordung Wenden in unsere heurige Heimat eindrangen, bildeten für sie die fischreichen Flüsse und Seen einen wesentlichen Anreiz. Die Wenden lebten fast ausschließlich von der Fischerei. Daher sind Fischerei-Werkzeuge gerade aus jener Zeit sehr zahlreich erhalten. Die in Fischbauern und Burgen aufgefundenen Reste von Fischmachereien und Fischereigeräten, die aus märkischen Formensagen überlieferten Fischereifische (Eisendämme) und die Urnen, deren Verzierung mit Hilfe von Gräten eingeritzt wurden, sind Zeugen jener Zeit. Die noch heute in vielen märkischen Städten vorhandenen „Reise“ – in Spandau, Brandenburg, Guben, Rathenow, Eisenhütten, Kottbus u. a. – kennzeichnen die Stellen, wo ehemals die märkischen Fischereikanten am Wasser entlang gestanden haben.

Nachdem die Mark von den deutschen Konstantinern in Besitz genommen worden war, machte sich das Fischergewerbe des Ackerbaues immer mehr geltend.

Das allgemeine Andrang, das 1704 in Kraft trat, brachte auch Vorschriften für das Fischereiwesen. Dieses hatte aber im Laufe des Mittelalters stark an Bedeutung eingebüßt. Jetzt kamen hinzu die Wirtschaftungen und die Fluß- und Meeressäu-

Kerungen, die für viele Fischer die Beschäftigungsmöglichkeit einbrachten und die Nahrungsfrage der Fische ersetzten.

Der Fischhandel in den märkischen Städten nahm früher einen bedeutenden Platz im allgemeinen Wirtschaftsleben ein. Ihren Hauptabfand fanden die Fische in den reichsten und größten Städten und vor allem in Berlin. Den hauptsächlichsten Großhandel belieferten vor allem die Rathenower, Brandenburger und Meskower Fischer. Auch der laose sehr bekannt gewesene Briesener Fischmarkt, auf den die Oberbischöfliche ihre Deute brachte, fand regelmäßig erhebliche Mengen nach Berlin. Der Kleinhandel in Berlin wurde von zahlreichen Fischweibern besorgt, die aus Köpenick, Mahnsdorf, Werndorf, Ebnau u. w. kamen und Wittmoos und Sonnenbars auf den Woddenmärkten auf Bäre mit großer Jungensfertigkeit feilboten. Bei jedem Wind und Wetter sahen die Fischerfrauen vor ihren länglichen Fischkörben in vierreihigen hölzernen Kästen (den sogenannten Kummern). Während im Fischhandel die Fische nach Beschäftigung gehandelt wurden, boten die Marktfrauen sie nach Ge-

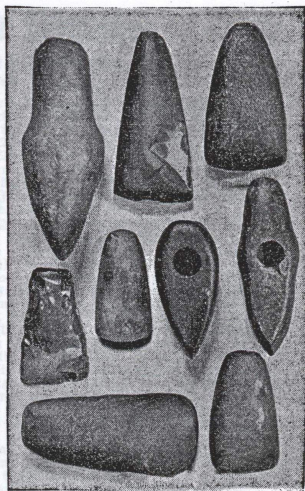
richten aus; Geflügel z. B. wurden in kleinen, hölzernen Kasten, Kiste in unten sich auflaufenden Fächern verkauft, und die Händlerinnen wählten ihre Ware so gefast zu zeigen und in das Fassentum des Käufers zu fächten, daß dieser manchmal erst zu Hause merkte, daß er einen „Erbsenkauf“ hatte. Diese kleinen Geschäftskünste hielten die Verkäuferinnen für durchaus erlaubt, waren es doch darauf angewiesen, auch ihre Fische geringerer Güte an den Mann zu bringen. Im übrigen werden die Fischfrauen durchaus als ehrbar, fromm und gottesfürchtig geschildert, trotz ihrer gefächerten Zunge und der mitunter an den Tag gelegten Geschäftskünste. Sie schlafen nun schon längst alle den ewigen Schlaf — haben den neuzeitlichen Fischhandel nicht mehr erlebt, der sich jetzt auf offenem Markte fast ausschließlich in den Märktchen und Badengeschäften abspielt — sind nicht mehr erdrückt worden vom Seeffischhandel, der lange schon den Süßwasserfischhandel weit überflügelt hat. Denn selbst der Biss, einst der Stolz des kleinen Mannes, ist mittlerweile verhältnismäßig rar geworden.

greift der Gesichte doch am liebsten zum Erkeren. Der Patriot hat freilich manches da gegen einzuwenden.“

Somit der Briefschreiber. Es dürfte sich wohl erübrigen, diesem Kommentar ein solches aus unserer Feder anzufügen. Jeder Leser mag sich seinen Teil darüber denken.

W. F. Z. M.

Jahrtausende alte Steinbelle



(Brandt, K.)

Der heimische Boden birgt viele Funde aus der Vorzeit unseres Volkes, nur sind es wenige Menschen, die darauf achten. Man kann ruhig sagen, dort, wo sich in einer Landschaft seit Jahrtausenden menschliche Siedlungen befinden, befinden sich auch schon vor Jahrtausenden solche. Da sind es nicht allein Steine, die man findet, die man sammeln kann. Mit einiger Mühe werden sie in der Jungsteinzeit oder der Zeit der geschlossenen Steine hergestellt. Meist formenprägen des Fußgeröll wurde nach zweckentsprechender Ausbeute und dann „einer Sandsteinplatte mit Wasser und Sand geschlagen, bis die gewollte Form vorlag. Man lernte auch mit Wasser und Sand mit einem Stab aus Holz oder Knochen Stiefelsohlen einzuschlagen; das sind dann die Stiefelsteine.“

Märkisches Adersvool

Wauersfrau und Wauersmann,
Wert der Scholle — froh pad's an!
Birgt die Kraft im Adersvool
Baterlandes best' Stärke,
Und was ihr dem Boden tut,
Zut ihr eucem Volk zugut.

Wauersmann und Wauersfrau,
Baut ja mit an Stiller's Baal
Euer Fleiß in Schollentreue
Festigen Deutschlands Macht auf's neue.
Adersvool, aus deiner Saat
Erst wächst auf ein starker Staat!

Schill'sche Streifcorps in der Neumart

Vor mir liegt ein altes, vom Jahr der Zeit arg angeknabertes Büchlein: Das gehnte Heft der „Neuen Feuerbrände“ aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts — eines Journals, das angeblich das lobenswerte Veltreiben hatte, „die großen Schäden, an denen unser Vaterland daranne, rechtlichst aufzuweisen und dadurch zur Besserung beizutragen.“ Auf großem Papier gedruckt, mit einem knallroten Umschlag versehen, sind darin mehrere Briefe abgedruckt, in denen ein Mann seine Beobachtungen niedergelegt hat, der kurz nach dem traurigen Tode Schill's einen Brief nach Berlin nach Königsberg i. Pr. unternahm. Jene Briefe atmen alle den Geist der Zeit: ein billiges Verdammungsurteil über die ungünstige Armee, den beliebten Sündenbock für die Schicksalsschläge des preussischen Staates bei allen Gegenständen des alpenrussischen Decres; dann einen abgeklärten Patriotismus, der sich geschildert in tiefe Feindlichkeit über den Zusammenbruch der früheren Größe zu hülsen weiß und der es dabei doch nicht verschmäht, den derzeitigen Nachbarn Weißruss aufspenden, wo es nur möglich ist.

Uns interessiert in erster Linie der Brief des „preussischen Patrioten und gleichzeitigen Franzosenverächters“, den er am 18. September 1807 von Stargard aus geschrieben hat und in dem es u. a. wörtlich heißt:

„... In Freienwalde an den Oberstallmeister mit mir, wie der Lieutenant v. Wedel vom Schill'schen Corps im vergangenen Winter, der mit der russischen Armee gekommen sei, dort die Röhre, mit französischen Waffen beladen, gefunden, die Bedeckung verjagt und mit Hilfe seines ungefähr 20 Mann starken Trupps alle diese Waffen — arbeitslose Kanonen — in den Fluß geworfen habe. So vorteilhaft das nun für den Ausblick der russisch-preussischen Armee oder der preussischen Festungen war, so wenig Erfolg genährte es für die Zukunft; denn sobald sich das Freisvool von der sich nähernden Uebermacht entfernt hatte, zwangen die Franzosen die armen Landeute, das Geschütz aus dem Grunde des Flusses wieder heraufzuholen. Daß dies mit Lebensgefahr gesah, ist begreiflich. Dazu gab es unzählige Briggell und wozu führte das Ganze? Ja, hätte Wedel die Kanonen zuvor vernagelt lassen, dann war einmal ein Ende mit dem Schicksal; aber dazu glaubte er nicht Zeit genug zu haben. — Was er an Proviant auf den Rähnen fand, hatte er an die dortigen Landeute verkauft. Die Franzosen erluben es, und die Käufer mußten alles mitleidigst zurückgeben und erhielten obendrein berbe Schläge...“

Der kühne Brandtreich der Schill'schen bei Witt-Austrinken findet also nicht die Zustimmung des unmaßgeblichen Briefschreibers, der

sich in seiner Ueberheißigkeit berufen fühlt auf einer Kritik, die ebenso unfruchtbar war wie sein ganzes Geschreibsel.

In dem gleichen „Dokument“ geht es dann, wie folgt, weiter:

„... Wertwürdig ist ein anderer Vorfall, der sich im Frühling zu Königsberg in der Neumart ereignete. Der Lieutenant Müller vom Schill'schen Corps hatte sich mit 50 Mann aus der Rastberger Gegend auf den Weg gemacht, alle Dörfer und Städte, wo französische Besatzung war, umgungen und kam so nach Königsberg. Ueberall, wo dieses Corps seine Besatzung fand, nahm es die öffentlichen Kasernen, machte die noch verborgenen Vorräte von Waffen und Munition aus und zog dann weiter. Müller, welcher der Sage nach zuvor Tambour war und sich durch Tapferkeit zum Offizier aufgeschwungen haben sollte, ging mit seinen Leuten über die Dör, kam nach Angermünde, fand hier eine schwache Besatzung, schlug sich mit dieser in den Straßen und Gassen herum, nahm was zu nehmen war, und scherte dann nach Königsberg zurück. Hier requirierte er die schon zuvor in Beschlag genommenen Kasernen und wollte sich mit seinen Leuten einquartieren. Aber der Magistrat, die Röhre der Franzosen fürchtend, widerlegte sich. Der dirigierende Bürgermeister Andrei führte das Wort, obgleich nicht er, sondern der Senator Meyn (sein Name, der sich eine gewisse Superiorität im Magistrat erworben), den Plan gemacht hatte, den Preußen alles zu verweigern. Andrei antwortete auf Müllers Forderung vernünftig und hatte, um seine Weigerung zu unterstützen, die Bürger durch die Straßengänge zusammenrufen lassen. Müller sagte, was zur Sache gehörte, machte den Bürgern Vorstellungen, daß ihr die Festigkeit nicht bewahren könne, und als diese sich dann, zum Teil aus wirtlichem Patriotismus, zum Teil auch aus Vorliebe für ihre geliebten Gliedmaßen entfernt hatten, ließ Müller dem Bürgermeister Andrei 20 oder 25 Prigell durch einen Korporeal geben...“

Dieser Vorfall gibt dem Briefe schreibenden den Resten, dessen Kritik er nicht offen zu Tage tritt, in umkehr nur zwischen den Zeilen deutlich zum Ausdruck kommt, Gelegenheit zu folgender „geistreichen“ Bemerkung: „In der That, der Fall ist merkwürdig. Wie sollte sich der Bürgermeister benehmen? Warum er die Preußen auf, so wie er es später das Schicksal des Bürgermeisters zu Anis haben (her von den Franzosen erschossen wurde). Nun, da er sich ihnen widersteht, ward ihm körperliche Bistigung. Indessen scheint es, als wenn er nach einer Ansicht — das Versteht hat —, wo die alternative Schläge oder Tod ist, da

Sind die Sagen wirklich nur Sagen oder haben sie geschichtliche Bedeutung? Um das ergründen zu können, muß man weit zurückgreifen. Nicht nur heute, sondern auch im Alterthum, wie wir heute ist, die Höhe n am Ufer des Sees waren für jüngeren Steinzeit (1500 bis 9000 v. Chr.) zur Befestigung gut geeignet. Hier waren nördliche Völkstämme. Die Feuersteine der interglazialen Ablagerungen der Eiszeit boten das Material zu den aufschädelnden Feuersteinen, die in der Altsteinzeit (ca. 10000 bis 15000 v. Chr.) in der Gegend der Geräte gefertigt. Inzwischen, zweiphasen vordieschneider Art, querschneidige Schaber und dergl. waren die wichtigsten Geräte. Noch

